Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 33

Artikel: Der wunderliche Berg Höchst [Fortsetzung]

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645774

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 33 - 25. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 17. August 1935

An den Namenlosen. Von Johanna Siebel.

Wie kann ich dich erkennen,
Dich, den kein Aug noch sah?
Und wie auch dich benennen,
Dich, fern und ewig nah.

Du bist in allen Dingen,
Die Sterne folgen dir.
Du kannst den Staub beschwingen
Und bist die Kraft in mir.

Warum denn auch dich rufen
Mit Namen matt und leer?
Dir gelten keine Stufen
Und immer bist du mehr:

Weit mehr als Menschensinne
Und höchste Menschenmacht
Seit allem Anbeginne
Dich jemals ausgedacht.

Der wunderliche Berg Höchst. Roman von Alfred Huggenberger.

Copyright by L. Staackmann Verlag G. m. b. H., Leipzig. 11

Vom roten Golde.

Wenn auf das große Sommerwerken eine bescheidene Ruhezeit eintritt, wenn das scharfe Bergheu wohlgedörrt in Stadel und Scheune eingebracht und auch der magere Ertrag der Ortwiesen, der steilen Töbler und Waldränder abgemäht und geborgen ist, dann pflegt sich der Bergbauer gern einmal einen Sonntag zu schenken, so einen recht ausgiebigen Nachmittagshock im Wirtshaus zur Bergstube. Es bleibt da kaum ein Stuhl leer; wenn auch die Männlein von Trift und Boden angeblich nur ausgerückt sind, um „ein wenig zu hören, was man so sagt", so taut doch einer nach dem andern beim zweiten oder dritten Glase selber auf und kann nicht mehr mit dem bloßen Zuhören auskommen.

Auch heute haben sich die Bauern und Holzleute recht zahlreich zum Schoppen eingefunden. Eine ganze Reihe von Gesprächen führt schon in früher Mittagsstunde an den drei besetzten Tischen nebeneinander ihr einstweilen noch bescheidenes Dasein, bis dann da und dort unversehens ein keckeres Wort über die andern hinausspringt und den Sprecher, wie er das auch heiß begehrt hat, in den Mittelpunkt eines aufhorchenden Kreises rückt. Der Geringste unter den Geringen will kaum einer sein, wenn ihm das bißchen Weingeist den Hemmschuh gelockert und ihn auf seine kleinen und großen Vorzüge bescheiden aufmerksam gemacht hat. Der eine rühmt seine Hauswiese, deren Ertrag er durch praktische Düngung auf das Doppelte gesteigert habe; der andere will die geschützteste Sommerweide am ganzen Berg besitzen, der dritte schwört auf seinen rassenreinen Viehstand, und ein vierter hat einen Kniff im Heueintun entdeckt. Er trägt nach seiner unanfechtbaren Behauptung mit seinen 60 Jahren noch Bürden ein, unter denen sich ein Junger die Zähne ausbeißen würde. Aber das macht er natürlich nicht mit der Kraft, er macht es nur mit dem Kniff. Es gibt da überhaupt kein Grochsen und kein Stemmen, die Bürde springt ihm einfach au den Buckel. Freilich — es würde viel brauchen, es müßte schon ein ganz naher Verwandter kommen, bis er sich bereitfände, den Kniff um gute Worte feilzugeben.

Wenn dann die Rede gar aufs Mähen kommt! So viele einzig-begabte Jünger hat auf dem Berg kein anderes Mühwerk, wie die edle Kunst des Mähens. Der eine schlägt die breiteste Mahd, der andere will das Abgrasen einer beinahe senkrechten Wand als besondere Liebhaberei betreiben. Den Vogel schießt auf diesem Gebiet der Köbi Streiff vom Eigensinn ab. „Wenn ich Ortheu mähe, und es ist so wenig Gras da, daß ich vor dem Wetzen die Kappe hinlegen muß, um nachher zu wissen, wo ich wieder anfangen soll — ich hau' euch doch eine Schwade hin, wie auf der besten Hauswiese. Nicht bloß mit dem Tiefhalten, man muß eben das Gräslein scharf ins Auge fassen — man muß mit einem Wort halt mähen können."

Es sitzt nur ein Bauer in der Bergstube, aus dem man den ganzen Nachmittag nicht ein Wort herausbringt. Das ist der David Leu auf der Strubegg, ein Stiefbruder des Wehrtanners. Er trägt ohne sein Wissen den Ueber-

namen „Steinmarder", denn er ist auf das Zusammenraffen von Glimmersteinen wie ein Ratz erpicht. In seinen jungen Jahren hat er lauter als jeder andere über den Schwindel vom Gold im Berge gelacht. Aber er ist aus einem Saulus ein Paulus geworden. Das Gold ist heute sein erster und letzter Gedanke, sein Aufstehen, sein Schlafengehen, der Traum seiner Nächte. Als Dreißigjähriger hat er beim Ausgraben von Kartoffeln den ersten Glitzerstein entdeckt. Er hat schweigen können. Er hat den Stein unauffällig aufgehoben und in die Tasche gesteckt, er hat bis zum Abend weitergearbeitet. Erst spät nachts, nachdem die Frau schon zur Ruhe gegangen, nahm er den Stein wieder vor; nicht etwa in der Stube, wo ihn durch eine Umhangritze jemand von außen hätte belauschen können, nein, der enge, muffige Keller war denn doch verschwiegener. Hier wurde der Stein beim Schimmer der Laterne noch einmal gründlich geprüft und mit dem Sackmesser beschabt. Kein Zweifel, die Blinkerstäubchen waren echt, es waren die Goldkörner, wie sie der Venediger seinerzeit im Sande der Steinig gefunden, der Lugobardi, der den Stollen in die Eingeweide des Berges trieb.

David Leu legte in der dunkelsten Ecke des Kellers durch Ausheben von Erde eine kleine Grube an, in der er den Stein verwahrte. Auf das darüberhingelegte Brett wurde wieder etwas Erde gelegt und leicht festgestampft. Damit war der Grundstock zu einem Haus- und Herzensschatz gelegt, der mit den Jahren zu einer stattlichen Sammlung von über hundert größeren und kleineren Steingebilden anwuchs. Nur dem heftigen Begehren nach weiterer Ausdehnung des Jagdgrundes nachgebend, hat er nach dem Ableben des Köbi Mauch die kleine Liegenschaft zur Glinze zur seinigen hinzugekauft. Die Sonntage verbringt er fast ohne Ausnahme drunten am wilden Steinigufer und im eiskalten Wasser der tiefausgehöhlten Felsbecken. Er ahnt nicht, wie oft er heimlich belauscht und belächelt wird, er ahnt nicht, daß seine Frau längst um den Kellerschatz weiß und sich nicht entblödet, ihn neugierigen Nachbarn verräterischerweise vorzuzeigen, ja dem einen oder andern sogar ein Muster, wie sie das nennt, mit heimzugeben. Einen kleinen Stoß hat seine Sammelwut allerdings erhalten, als er vor Jahren einem Erdgelehrten in der Stadt einige seiner besonderen Lieblinge vorwies, worauf ihm der Herr Professor kalt-lächelnd erklärte, für solches Zeug hätten nur Geologen ein beschränktes wissenschaftliches Interesse, in Wirklichkeit seien die Steine alle miteinander keine fünf Rappen wert. Aber als David den gleichen gelehrten Herrn einige Wochen später von sicherem Standort aus selber im Ufergeröll der Steinig mit seinem Stock herumstochern und Steine in seine Rocktasche schieben sah, da fuhr allsogleich ein frischer Wind in die schlaffen Segel seines Wunderschiffleins, der Glaube reckte sich neugeboren und hochgestärkt in ihm auf.

Den Umständen gemäß fühlt sich David Leu auch heute mit der Bauernschaft in der Bergstube nur äußerlich ein wenig verbunden, daneben sieht er zwischen sich und seinen jüngeren und älteren Nachbarn etwas wie eine Mauer aufgerichtet. Das vermeintliche Geheimnis macht sein Rückgrat steif und hebt ihn hoch über die andern hinaus. „Wartet nur — ihr werdet von mir hören! Soweit wie der Stiefbruder mit seinem Güterschacher werd' ich es mit dem Gold auch bringen."

Da fällt wie ein Blitz aus heiterem Himmel ein hämisches Wort in sein wohlgehütetes Gedankengärtlein hinein. Der ihm gegenübersitzende Jakob Surber von Guldiswil wirft einesmals die unverfrorene Frage über den Tisch hin: „Du, David — wie lange willst du eigentlich noch warten, bis du den Haufen Steine im Keller zu Geld machst? Sie können dir am Ende noch verschimmeln oder auskeimen."

Der Strubeggbauer ist hilflos und sprachlos. Sein runzeliges Gesicht färbt sich fahl. Nach einigem Besinnen steht er auf und geht, ohne ein Wort zu sagen, hinaus. „B'hüet Gott, Steinmarder!" ruft ihm eine Stimme aus der hintersten Stubenecke überlaut nach.

Es ist viel Lachen und Heiterkeit in der Stube. Die Spottlust, die allzeit auf irgendein Opfer lauert, tut sich wohl und schießt hoch ins Kraut. „Man sollte dem David die Steine später einmal in den Totenbaum legen", meint einer, „dann könnte er sie mit in den Himmel nehmen und dort mit Gelegenheit erlesen und aussieden."

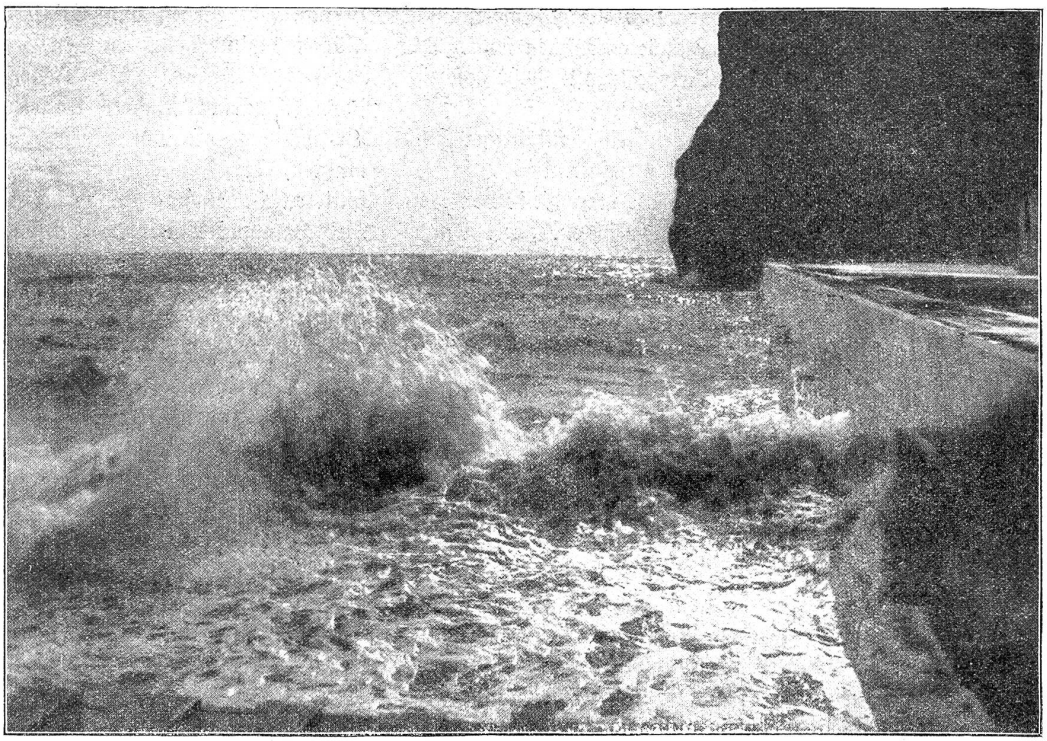
Semi Kleiner im Loo, Davids Nachbar, der mit ihm nicht im besten Einvernehmen lebt, stellt die Behauptung auf, der David habe bereits ein ganzes Zigarrenkistlein voll ausgelaugten Goldstaubes — es könnten freilich auch nur zerriebene Goldkäferflügel sein — unter seinem Laubsack liegen und schlafe er deshalb nur noch mit offenen Augen wie ein Feldhas. „Und über dem Schloß seiner Kammertüre, genau auf Brusthöhe, hat der Aff ein Loch für eine zweiläufige Pistole herausgesägt", ergänzt Semi seinen Spottbericht, vor Behagen grinsend, dem Nachbarn eins anhängen zu können. „Am Abzughähnchen ist eine Schnur angemacht, die bis zu des Steinmarders Bettknopf reicht. Schon dutzendmal hat es in der Nacht geschossen, jedoch immer nur, weil die Leuin, die doch ein bißchen mondsüchtig sein soll, eben in die Schnur gelaufen ist.

Es ist allzeit eine liebe und angenehme Sache, über die Dummheit eines Mitmenschen lachen zu können. Der Späße und halb und ganz erlogenen Anekdötlein über den Goldhamster wären wohl noch mehr geworden, wenn jetzt nicht unversehens ein Mann von besonderer Geltung die Stimme erhoben hätte, der Schulvorsteher Mehrhardt vom Gfirst. Sein Ansehen verschafft ihm alsbald Gehör, er darf seine Meinung sogar in die Leere eines respektvollen Zurückhaltens hinein zum Ausdruck bringen.

„Ich gebe es ja zu, ich habe immer zugegeben, was zuzugeben ist, der David hat mit seiner Marotte den festen Boden ein wenig übermarkt. Aber das muß man dann eben doch nach wie vor gelten lassen, wenn man billig sein will: wo ein Räuchlein aufgeht, da ist immer und allezeit auch ein Feuerlein darunter gewesen. Die Goldkörner, die man im Steinigtobel gefunden, sind eineweg nicht von Schönau heraufgeschwommen, sie müssen aus dem Berg herausgekommen sein. Und wenn ihr auf einer Tanne einen Tannzapfen seht, so sind gewöhnlich zwei oder dreie darauf, manchmal eine ganze Zaine voll. Einer Grille wegen braucht man keinen Menschen auszulachen, es ist schon vorgekommen, daß ein Grillenfänger einesmals den schönsten Sommervogel im Netz gehabt hat."

So — das kann man nun wieder einmal eine verständige Rede nennen, nickt einer dem andern in erschweigender Unterordnung zu. Denn der Vorsteher Mehrhardt hat es anerkannterweise hinter den Ohren; er hat, obgleich noch jung an Jahren, schon öfters bei Gemeindeversammlungen in Steiniggrund das Wort verlangt und einmal sogar den Präsidenten Moos mit seinem Querzug in Verlegenheit gebracht.

Nach einer längeren Halbstille wagt sich nun der nie ganz ernst genommene, aber auch nie von seiner felsenfesten Ueberzeugung abgekommene Goldapostel Ruedi Summer vom Halbhanget auch wieder einmal mit seinen Theorien ans Tageslicht. „Was der Vorsteher Mehrhardt sagt, das hat immer Hand und Fuß, da wird keiner nein sagen. Man hat schon vor zweihundert Jahren den Beweis gehabt, daß Gold im Berge ist. Ein fremder Holzschwemmer hat immer nach einer gewissen Sorte von Steinen gefahndet, wie der Teufel nach einer armen Seele, und es heißt, er sei nachher irgendwo als ein schwerreicher Mann aufgetaucht. Noch heute will ich meinen Grind daransetzen: wenn man den Venediger vor Jahr und Tag an seinem Stollen hätte weiter schaffen lassen, dann wäre Guldiswil heut eine Stadt mit Schaufenstern und mit einem Trottoir. Eine Zahnradbahn würde auf den Berg führen, und auf dem Heiletsboden wäre ein Bad mit einer Terrasse und zehn Kellnern. Von dem Geld, das unsere Vorfahren für ihre Hungergütlein gelöst hätten, könnten wir und unsere Nachkommen privatisieren oder als Fabrikdirektoren zweifränkige Zigarren rauchen. Der Staat weiß ganz genau, warum er den Venediger spediert und die vierzehn Heimwesen aufgeholzt hat. Ich bleibe bis zum Tod dabei, der Staat wartet nur darauf, bis der letzte Bauer vom Berg herunter ist, dann läßt er die Ingenieure los, die jetzt schon verkleidet am Berg herumspionieren. Aber einen besseren Punkt werden sie alle miteinander nicht finden, als ihn der Venediger herausdividiert hat, ist der doch ein gelehrter Astrologe gewesen. Meint ihr, er werde seine 77 Kreise umsonst gezogen haben? Die ganze Goldgeschichte ist übrigens haarklein aufgeschrieben worden vom Samuel Streuli, der am nächsten beim Stollen gewohnt und vom ersten bis zum letzten Tag darin geschafft hat. Ich weiß, wo die Schrift liegt, aber sie ist gut versorgt, es hat noch jeder fremde Schmöker, der darnach gefragt hat, mit langer Nase abziehen müssen."



Meeresbrandung. Nach einer künstlerischen Aufnahme von C. J. von Dühren.

„Wie es dem Venediger zum Glück auch gegangen ist!" ergänzt Semi Kleiner rasch und beherzt. „Nur daß der noch ein paar Beulen und Knochenbrüche hat auf den Heimweg ins Welschland mitnehmen müssen. Hat nicht umsonst Lugobardi geheißen, der Tropf. Schlau genug hat er es ja freilich angestellt: während die Hansnarren den Kies aus dem Loch schafften und im Tiefschacht unten, immer in Todesgefahr, sprengten und pickelten, daß ihnen das Blut unter den Nägeln hervorquoll, saß er bei ihren Weibern und Maitlein, an gutem Wetter hat es ihm nicht gefehlt, müßte auch kein Welscher gewesen sein. Wenn er in den Stollen kam, hat er immer ein paar Glitzersteinchen in der Tasche gehabt, die er zum Schein dann aus der Wand klaubte: Seht da, die Berechnung stimmt! Noch zwei Tage — noch eine Woche, und es ist Gold da, daß es jedem von euch einen Kindskopf groß trifft. Vom Ueberfluß lasse ich eine Kette machen, die um die Stadt Zürich herumreicht. — Die Quittung für den Kindskopf hat ihm aber dann der Uli Kämpf gegeben, als er den Lugobardi einmal zu unguter Stunde daheim auf dem Schluch oben bei seiner Hausfrau betraf. Das war ein richtiger Zahltag, an den der Schwindler wahrscheinlich drüben im Welschland noch lang zu kauen gehabt hat."

Nach einer kleinen Pause erhebt sich die Unterhaltung, wie von einem ungestüm aufsteigenden Windlein angefacht, fast plötzlich zum hocherregten Meinungsgefecht aller gegen alle. Nur einigen der Allerlautesten gelingt es noch, ihre zweifellos maßgebende Ansicht im angestochenen Gesprächsthema einem Nahkreis von unentwegt Andächtigen halb und halb aufzunötigen. Sogar der Mehrhardt vermag sein mit Liebe abgekochtes Weisheitssüpplein nicht mehr an Mann zu bringen.

Und nun begibt sich etwas, das die Aufmerksamkeit der Leute mit einem Schlag auf andere Bahnen lenkt. Der Mehlhuu, sonst ein seltener Wirtshausgast, steht schweißtriefend in der sperrweit offenen Türe:

„Ein Unglück! Dem Urech Leu sein achtjähriger Bub ist über die Bärwand hinaus zu Tod gefallen!"

Erst nach einigem Verschnaufen vermag Felix den Hergang des bösen Ereignisses knapp zu berichten. „Die Bengel haben sich trotz des Verbotes wieder einmal damit erlustigt, oben beim Absturz auf den Stauden herumzuklettern. Dem Urech seiner, der auch schon seinen Rauch im Kopfe hat, wollte es natürlich allen zuvortun. Auf ein Tännchen ist er geklettert und hat sich ganz zu oberst hin und her gegewiegt, solange, bis es dem schwachen Wurzelstockl einesmals zu viel wurde. Das Stänglein hat sich überzwerch gelegt, kein Plärren und Webern hat geholfen, der schöne Bub ist als ein blutiges Häufchen Fleisch unten auf den Steinen gelegen, just vor dem Bärenloch, wo die Stieglerin vom Bann vor Jahren den letzten Bären mit dem Küchenbeil erschlug, während sie zuhören mußte, wie das Untier ihrem neunzehnjährigen Sohne mit seinen Pranken die Rippen zerbrach. Der Präses Gut von der Großenweiler Weidgenossenschaft, der zufällig in der Nähe dem Angeln oblag, hat das Leichlein aufgehoben und dem Wehrtanner ins Haus getragen. Eine halbe Stunde später hat dann der Urech Leu sein Heimwesen mitsamt dem Ueberschyn an die Großweide verkauft. Wieder drei Hofstätten weniger am Berg; dem Fryner wird es auf seiner Insel wohl auch bald verleiden."

Der letzte Winter.

Mehr als fünf Jahre lang hat Hannes Fryner nun mit seiner Familie als Halb-Einsiedler auf dem Heiletsboden standgehalten. Standhalten ist kein zu lautes Wort, denn es ist um das Höflein zur Quell recht tot und einsam geworden. Urech Leu hat sich nach dem Verkauf seines Heimwesens nach Schönau hinab verzogen und ist dort Lammwirt geworden. Aber er ist seinem Schwur auch im Tale treu geblieben, er hat keine Mühe gespart, dem alten Nachbarn auf dem Berge zu schaden und weh zu tun, auch wenn es ihn Opfer kostete. Schon im ersten Sommer hat er die beiden Heimwesen zum untern und obern Kirschgarten aufgekauft und mit einem ansehnlichen Verlust an die Großweide weitergegeben. Auf dem Platze des von der Bildfläche verschwundenen Ueberschynhofes steht jetzt ein Sömmerungsstall, und auch der obere Kirschgarten ist abgetragen worden, weil sich die Kosten des Unterhaltes nicht gedeckt hätten.

Das Heim zur Wehrtanne, das sich Urech Leu als Eigentum vorbehalten, steht zwar noch, aber es hat seinen alten Stolz gemach von sich abtun müssen, es ist recht traurig bestellt um das einst so stattliche Berghaus. Der Lammwirt in Schönau kümmert sich nicht um seinen Vätersitz, der schon bei seinem Wegzug dem Zustande der Baufälligkeit nahegekommen war. Sein Haß gegen den Berg, der ihm den Sohn raubte, ist verschwiegen, aber er sitzt tief. Urech hat den Bannkreis des Wetterstuhls nach dem Verschachern der Kirschgartenhöfe mit keinem Fuß mehr betreten. Wenn ihm ein Bergler berichtet, daß übermäßiger Schneefall einen Teil seines Hausdaches eingedrückt hätte, so daß jetzt Regen und Wintertraufe den Weg durch alle Böden hindurch bis in den Keller hinabfänden, so lacht er trocken heraus. „Die Kellerdohle wird die Wässerlein schon schlucken." Andere tragen ihm zu, es hätten fremde Berggänger, die vor einem Gewitter Unterschlupf suchen mußten, die Fensterläden herabgelassen, es sei bei einem späteren Hagelschlag kaum eine Scheibe mehr ganz geblieben. Der Lammwirt meint verkniffen darauf: „Wenn dem Fryner auf dem Heiletsboden die Front nicht mehr gefällt, so kann er seinen Rüssel nach der andern Seite kehren."

Man hört freilich hin und wieder munkeln, Urech Leu brächte nicht einmal mehr die Mittel auf, sein ererbtes Heimwesen instand zu setzen. Im Uebereifer, sein an den Kirschgartenhöfen verlorenes Geld doppelt wieder hereinzubringen, hat er nämlich, auf seinen guten Blick vertrauend, zwei große Bauerngüter im Unterland erworben und dabei seine Rechnung falsch gemacht. Es wird gemach zum öffentlichen Geheimnis, er habe sein leeres Wirtshäuslein an der Hintergasse zu Schönau mit einer bösen Schuldenlast beladen müssen, um sich zur Not über Wasser halten und wenigstens noch tagaus, tagein seinen Jaß klopfen zu können.

*

Ein schwerer Winter hat sich auf den Berg gelegt. Mit früher Kälte einbrechend, wirft er nach Weihnachten eine Schneelast auf Trift und Gaden, auf Gehöfte und Almbreiten herab, wie man sie seit Jahren nicht mehr gesehn. Darauf setzt ein Sturm ein, der einen Tag und zwei Nächte hindurch mit solcher Wucht über die Kämme hereinfährt und durch Schlucht und Kleintal fegt, daß in Gewänd und Balkengefüge der alten Holzhäuser ein Geseufze und Stöhnen umgeht. Wenn es auf Augenblicke erschweigt, so ist die Stille um so unheimlicher, jeder neue Stoß kann den Zusammenbruch bedeuten. Sträßlein und Steigpfade sind stellenweise viele Meter tief mit Schneewächten eingedeckt und noch immer türmen sich die Haufen unheimlicher auf. In den höheren Berglagen ist jedes Heim eine Welt für sich, den Gewalten des sinnlos gewordenen Winters auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Die eingeschneiten Berglerfamilien, jede auf sich allein gestellt, fühlen sich von der großen Gemeinschaft abgetrennt, ja von ihr förmlich preisgegeben. Nur die Erinnerung an frühere Notzeiten hält in den Herzen den Hoffnungsschimmer wach: Es wird auch dieses Mal vorbeigehen ... (Fortsetzung folgt.)

Sommerliches Meer.

Von Hans Rychener.

Die bedächtige Nebenbahn müht sich hinaus von Königsberg an den Ostseestrand. Brütender Mittag, blau schwelgendes Lichtreich eines wolkenlosen Himmels. Trockenes fruchtbares Land weit ringsumher, endlos flach wogende Erde, ergeben in brütender Sonne. Nirgends noch zeigt sich das Meer. Ohne Blick auf seinen blau waltenden Spiegel schiebt sich endlich das Stationsgebäude von Rauschen neben den Zug und lockt mit dem kühlen Klang seines Namens viel buntes Stadtvolk aus den Wagen.

Schnell steige ich aus, eile über die Geleise in ein nahes Wäldchen, und gleich blinkt und schimmert glückheißend zwischen den Bäumen das Meer und haucht auch schon frisch seinen Atem daher. Dann lichtet sich wundersam